

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 7. Oktober 1895.

Seitener Bureau: Berlin SW, Grenadierstraße 3.

Telegramme.

Wien, 7. Oktober. In der Weltkammer fand gestern die Palatinische des Vereins der Bayern statt.

Lemberg, 7. Oktober. Der Ministerpräsident Graf Badeni ist gestern Nachmittags beim Verabfolgung hier eingetroffen.

Antwerpen, 7. Oktober. Der „Matin“ meldet, dass man am 8. Oktober mit der Aushebung von 6000 Eingeborenen Soldaten beschäftigt sei.

Deutsches Reich.

Der am Freitag von Petersburg nach Schorscheide abgereiste Adjutant des Deutschen Kaisers Oberst v. D. Wolff überbringt ein eigenhändiges Antwortschreiben des Kaisers von Russland.

zu Theil geworden, eine gewisse Vellempung hervorgerufen zu haben. Der Fagor verzeichnet das in diplomatischen Kreisen aufklingende Gerücht, das Oberst v. Wolff dem Zaren eine Einladung zur Jagd in Tralehen überbracht habe.

Ein Berliner Blatt wußte aus sicherer Quelle zu melden, daß der Minister der öffentlichen Arbeiten Thielen in Folge eines hartnäckigen Leberleidens sich seinen Urlaub auf mehrere Monate habe verlängern lassen.

Anlässlich der Ernennung des Herrn von Kiderens-Wächter zum Gesandten in Kopenhagen läßt sich der dem auswärtigen Amte nachsehende „Zamb. Corr.“ aus Berlin schreiben:

Kopenhagen sei für deutsche Diplomaten von jeher ein heißes Pflaster und ein schwieriger Boden gewesen. In der dänischen Hauptstadt seien die wichtigsten diplomatischen Fäden zusammengeknüpft.

Die „Post“ meldet: Der fädische Geheim Finanzrat von Körner, bisher stellvertreter Bundesratsbevollmächtigter, hat seine Stellung als Direktor im Reichsbankamt als Nachfolger des verstorbenen Unterstaatssekretärs des Reichlichen Geheimrats A. Scherz angetreten.

Herr v. Kroschwitz scheint seinen Plan, einen großen Grundbesitz zu erwerben, wirklich durchsetzen zu wollen. In Westpreußen sind seine Bemühungen offenbar nicht von

Erfolg gesehen, nun will er, wenn eine Meldung des „Sonie“ sich bestätigt, versuchen, ob er vielleicht in Polen mehr Glück hat. Das polnische Blatt läßt sich nämlich berichten, daß Herr v. Kroschwitz im Polenland einen umfangreichen Güterkomplex kaufen werde.

Der neue englische Botschafter Mr. Kesselwell wird in 14 Tagen in Berlin eintreffen, um sein Verabschiedungsreden zu überreichen.

Von offiziöser Seite wird angefügt, daß auch der Staatsbankrott für 1896-97 wiederum nicht balancieren, sondern ein Defizit aufweisen wird.

Die „Berl. Pol. A.“ schreiben: Nach dem für kommunistischen Verhältnissen über den Entwurf des Preussischen Staatsbankrottsprotokolls für 1896-97 nicht beendet und schon finden sich in einigen Blättern scharfe Angriffe auf den Finanzminister, weil er angeblich den Forderungen der Politik und der Öffentlichkeit nicht genügend entgegenkomme.

Man schreibt uns: In einigen Blättern wird wieder die Frage der Wahlmündigkeit diskutiert. Es ist wiederholt angefragt worden, den Beginn der Wahlberechtigung vom 25. auf das 20. Jahr zu versetzen.

Die „Post“ meldet: Der fädische Geheim Finanzrat von Körner, bisher stellvertreter Bundesratsbevollmächtigter, hat seine Stellung als Direktor im Reichsbankamt als Nachfolger des verstorbenen Unterstaatssekretärs des Reichlichen Geheimrats A. Scherz angetreten.

Sein Einziger.

Er las den Brief zum dritten Male mit halblauter zitternder Stimme. „Wieder Vater! Ich habe schlecht an Euch gedacht; aber es wird mir zehnjährig heimgesucht. Ich komme fort um vor Hunger und Glend aller Art. Kommt Ihr es mit ansehen, Ihr stürbet vor lauter Erbarmen mit Euren Lorenz. Maren sind sie alle, die nach Amerika auswandern. Gut geht es einem da? Mir geht's schlecht. Sobald es möglich ist, schmir ich mein armseliges Bündel. Niemals will ich es wiedersehen, dieses Schwindelband, mo man zu Tode gehtet mir, nur, um wieder irgend einen miserablen Waisen unter die Fänge zu bekommen. Frantzen kann ich den Brief nicht, ich müßte das Geld dazu sein. Ich kann das Geld nicht herholen. Ja, ich habe schlecht an Euch gedacht, wie Ihr stets gut an mir. Begehrt mir, wenn Ihr könnt, ich schreibe nur, damit Ihr wißt, daß ich meinen Lohn habe. Euer Lorenz.“

Lorenz, — in Gottesnamen! Er war eben anders und — ja, darin hatten sie sich recht, die Verwandten — er war leichtfertig. Wann er schon recht nicht ein so verdammt netter Bengel gewesen, dann war es ihm auch eher verzeihlich, überall mit dem Teufel anzuhängen. Aber sie waren ja ganz toll in ihm und ließen ihm keine Ruhe. Das sollte Geld! Ein Heidengeld! Dazu all die Anlässe und Zufälligkeiten: Und das bösen Schreiberlohn! Kommt ihr das vor genau und Salär statt Lohn. Aber das blieb sich schließlich gleich.

Manchmal aber war der Junge recht sonderbar. Die unruhigen, grauen Augen vagierten eigenhändig in der Stube umher. Und so angestrengt, so zerstreut war er. Er gab oft ganz verkehrte Antworten. Der Herr lag gar nichts. Braucht ihr Geld, Lorenz? hatte er ihn dann einmal gefragt. Wie? Geld? Er sah ganz hochmütig zu ihm auf. Na, desto besser, ich meinte nur so. Das wäre nicht übel, wenn ich Geld brauchte! Im Gegentheil, ich habe mir schon eine ordentliche Summe erspart. Sacramentsgeld? Ich will auswandern. Warum das? Mein Glück machen! Der Alte lächelte höflich auf und drückte den Brief fester in der harten Hand. Sein Glück machen! Jesus, Maria und Joseph! Nur deswegen war er aber nicht fortgegangen. Gottswahre! Das erfuhr man alles so nach und nach, — alles, — eins nach dem andern. Er hatte Schulden gemacht, — viele Schulden und mußte

schauen fortzukommen. Und ehe er ging, hatte er seines — seines Vaters — Sparkastenverloren erwirbt und — der dumme Alte hatte nichts davon gemerkt. „Gott, was das eine Wuth in ihm hineingefahren! — Sein Ruhe, sein Lorenz brachte ihn — ihn an den Bettelstab! Oder er war eben gezwungen, wieder zu — arbeiten. Als Tagelöhner zu arbeiten! Und er war alt, eher heijsig, und sein dummes Bein machte ihn so furchtlich unbeholfen. Im Dorfe mußte man bald, was es gefahren hatte. Lausbub, Hullemei, Dreb, sein Zitel war so schlecht für ihn. Das erregte der Alte nicht. So stand es denn doch nicht mit seinem Lorenz. Aus Leidenschaft, ja, aber nicht aus Bosheit oder Schlechtigkeit hatte er sich so weit vergehen. Er wird es ja schon einmal einsehen, früher oder später, — einsehen und bereuen. Er wird mit seinen armen, alten Knieen zurückdenken, und einst wird wieder Alles gut werden. Aber inzwischen. . . ?

Das Arbeiten ging hart, ganz f. ähbar hart. Wenn er so langsam Unkraut ausjätete oder Holz hieb und sägte, so glaubte er oft, wieder gehen noch sehen zu können. Das Bein, das verdamnte Bein! Und der Rücken, sein alter, frummer Rücken! Sacrament, es ging eben nicht mehr wie mit fünfzig und sechzig! Und sein Lorenz? Am — ob der wohl herrlich und in Freiheit lebte. . . ? Darüber brauchte er sich nun wohl keine Gedanken mehr zu machen! Aber was hätte er denn nur angefangen mit dem Geld? Nach kaum zwei Jahren? War er auch wirklich so elend, wie er vorgab, oder — über lag er, — um wieder was zu wer? Man wird schließlich doch etwas mitbringen. Er las den Brief zum dritten Mal. Nein, nein, diesmal sagte er die Wahrheit, diesmal lag er nicht. Sein Lorenz war wirklich im Glend, furchtlich im Glend. Wie das meß that — brennen meß! Er war eben doch kein Junge — sein Lorenz! Und er bereute ja. Gott er es nicht gereuzt? Ja, ja, das war sonnenklar, daß es so kommen mußte. Und er will zurückkehren! Sobald es möglich ist, d. h. sobald er Geld hat. . .

Wenn — wenn ich es ihm nun —? Aber wohin? Es steht ja keine Adresse da. Wo hätte er auch keine hin gehen können, wolle ich ist die Strafe seine Wahnwitz! Mirret Lorenz! Ein Ständer beschrieb ich ihn. Ja, mein Lorenz, Du hast deinen Lohn und noch viel, viel mehr dazu. Aber dein Vater wird dich gut anfinden, wenn Du zurückkommst. Du sollst keine Vorwürfe hören — es soll alles, alles verzeihen sein. Wenn er doch nur schon da wäre! Ob er wohl noch so

... und die ...

... Hannover, 5. Oktober. Der Vorstand des Centralausschusses für ...

... fischer Weise kam der letztere über die Kurve, bevor der Güterzug ...

Gerichtszeitung.

Berlin, 5. Oktober. Redakteur Dietz vom 'Vormärts' ist von der II. Strafkammer des Landgerichts I wegen ...

Hamburg, 5. Oktober. Die Strafkammer verurtheilte die ehemaligen Direktoren der Maffelbank, Cohn, ...

Nürnberg, 5. Oktober. Heute fanden hier vor dem Gerichtshof die Waidenauer, 'Globe', 'Crathie', ...

Wien, 5. Oktober. Arbeitermangel. Die hiesigen Industriellen klagen ...

Wien, 5. Oktober. (Bericht.) (Bericht.) wurde der Bahnhofsleiter Lange, der beim Rangieren eines Güterzuges ...

Wien, 5. Oktober. (Ein höchst beklagenswerther Unfall) ereignete sich, dem 'Leipziger' zufolge, gestern in dem ...

Wien, 5. Oktober. (Arbeitermangel.) Die hiesigen Industriellen klagen ...

Wien, 5. Oktober. (Bericht.) (Bericht.) wurde der Bahnhofsleiter Lange, der beim Rangieren eines Güterzuges ...

Wien, 5. Oktober. (Bericht.) (Bericht.) wurde der Bahnhofsleiter Lange, der beim Rangieren eines Güterzuges ...

Wien, 5. Oktober. (Bericht.) (Bericht.) wurde der Bahnhofsleiter Lange, der beim Rangieren eines Güterzuges ...

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null).

Table with columns for location (e.g., Elbe, Oder, Spree), date (4. Oktober, 5. Oktober), and water level (Höhe, Tiefe).

Vertrauenssachen auf Grund der Berichte der Deutschen Seemannschaft in Hamburg.

Donstag, den 8. Oktober: Abweichend, ziemlich kühl, windig, Sturmwarnung.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Verlässliche Nachrichten.

Kopenhagen, 5. Oktober. Das Bankfortium, welches, wie am 1. d. gemeldet wurde, die neue Kopenhagener ...

Marktberichte.

Leipzig, 5. Oktober. Brodmarkenmarkt. Bericht von Reumann ...

Magdeburger Marktbericht vom 5. Oktober. Weizen deutscher Landweizen ...

Viehmärkte.

Berlin, 5. Oktober. Städtischer Schlachtviehmarkt. Zum Verkauf standen: 3200 Rinder, 10079 Schweine, 671 Fäher, ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Beere und Vermählungen.

Weslau, 6. Oktober. Der sozialdemokratische Parteitag wurde heute Abend mit einer längeren Begrüßungsrede des Abgeordneten ...

Ans der Provinz Sachsen und ihrer Umgegend.

Merseburg, 6. Okt. Auf das Sudbunungsprogramm der 8. Generalversammlung des Evangelischen Bundes an ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...

Wittenberg, 6. Okt. (Fischer Einbruch.) In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde im benachbarten Reich ein ...



Zigeunerblut.

Eine Novelle.

1]

Callana wohnte in einer ſchönen Villa, deren Terrasse von jonischen Säulen getragen wurde und in deren Garten die marmorenen Zeugen einer vergangenen Herrlichkeit in grüner Dämmerung dahinträumten. Süß duftende Glycinen kletterten an den gelblichweißen Steinen empor, ſchlängten ihre graziöſen Ranken um die Steinhauerſchnörkel und deckten mit liebender Sorgfalt etwaige Zeichen des Verfallens. Roſen, Rhododendron und dunkelglühender Cactus blühten um die Wette, als ſei es das Beſtreben jedes einzelnen, den Aufenthaltsort einer Göttin zu ſchmücken. Von der Terrasse aus überſah man noch ein Stück des Parkes, deſſen ſelten ſchöne Bäume jedoch im Vordergrunde ausschließlich niederem Geſträuch Platz machten, um den freien Ausblick auf die See nicht zu ſtören.

Eigentlich war Callana nicht die Beſitzerin dieſes Dorados: es gehörte einem alten Herrn aus ſehr reichem und angeſehenem Familien. Seines Anſehens genoß er noch immer, obwohl er von den Leuten als Sonderling bezeichnet wurde, weil er gewöhnlich nur das Nötigſte ſprach, immer allein die Gegend durchſtrich und von ſeinem Mammon nur ſoſt viel ſehen ließ, als zum täglichen Leben nöthig war. Seine Frau, für welche er die Villa hatte bauen laſſen, war ihm nach zweiähriger Ehe geſtorben, worauf er dann lange Zeit ganz zurückgezogen gelebt hatte, bis er eines Tages zu der Einſicht kam, die Welt ſei groß und ſchön und es gebe außer ſeiner Villa und dem Golf von Quarnero, das zwei Stunden entfernte Fiume nicht zu vergeſſen, noch Verſchiedenes zu ſehen.

Alſo packte „il Signor Conte“, wie er allgemein genannt wurde, ſeinen Koffer und begab ſich auf Reiſen. Nach Jahren verſpürte er, beim Gedanken an ſeine Villa und ihre Umgebung ein merkwürdiges Zucken auf der linken Seite, als ob da etwas nicht in Ordnung ſei und da ihm einfiel, daß bei gewöhnlichen Sterblichen da das Herz zu ſitzen pflege, dachte er auch gleich an das richtige Heilmittel.

Eines hatte er aber noch nicht geſehen: die ungarische Heide. So reiſte er hin. Er genoß ſie zu allen Tages- und Nachtzeiten und nun begriff er auch auf einmal die träumeriſch jehnjüchtigen Weiſen der Zigeuner und ein tiefes Mitleid mit dieſen Heimathloſen und Ausgeſtoſenen ergriff ihn. „Könnte ich nur einen von ihnen glücklich machen!“

Wie er ſo in Sinnen verloren dahinschritt, war er garnicht gewahr geworden, daß zwei ſchwarze Kinderaugen jede ſeiner Bewegungen mit Spannung verfolgten und er erſchrak beinahe, als das Kind in einer ihm fremden Sprache plötzlich ein paar Worte an ihn richtete. Die Sprecherin war ein kleines Mädchen von fünf bis ſechs Jahren mit überaus altflugen Augen. Nach einigen fruchtloſen Vermählungen erfuhr er, als er ſeine Frage in italieniſcher Sprache ſtellte, daß ſie davongelaufen ſei, weil ſie Schelte und Schläge bekommen habe, da ſie das verlangte Huhn nicht habe einfangen können und unter Thränen bat ſie ihn, ſie doch bei ſich zu behalten, da ſie ſich ſo ſehr fürchte. Er ſuchte ihr nun begreiflich zu machen, daß ſie zu den Ihrigen zurückkehren müſſe, jedoch ohne Erfolg. Schließlich wurde ſie ihm läſtig und er verſchwendete ſie durch Verſchickung.

Als er wieder in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, überdachte er das Erlebte und ſeinem Gedankengange folgend, war er etwas unzufrieden mit ſich. Er hatte ſich durch Ungebuld fortreißen laſſen, hatte er nicht kurz zuvor gewünscht, einen dieſer Menſchen glücklich zu machen? Und wenn es nun dieſe kleine Mädchen wäre? Aber ein Mädchen! Er hatte natürlich an einen Jungen gedacht, was aber in aller Welt ſollte er mit einem Mädchen anfangen? Ah, bah, die war ſchon wieder bei ihren Leuten — die Prügeln, die waren ihr ſicherlich geläufig! Aber ſo ſchnell ſollte er mit dem Zigeunerkind doch nicht fertig werden! Er mußte immer wieder an ſie denken, ſo daß er zuletzt ärgerlich nach einer Reittuna ariſt. — es half aber nichts,

nachher ſah er im Traum immer die ſchwarzen Augen ſo ſchlehtlich auf ſich gerichtet. — „Hol der Kuckuck die Zigeunerbrut“, tönte es am anderen Morgen aus ſeinem Munde und beim Frühſtück haſchte er ſchon wieder nach rettenden der Zeitung. Wichtig! da ſtand es ja auch! Abgefaßt hatte man die Bande, natürlich wegen Diebſtahls, und er ſollte ſich am Ende gar eine Diebin auſladen. Er lachte laut: „Warum nicht gar!“ Aber plötzlich verſtummt „il Signor Conte“, er ſah die bittenden Kinderaugen wieder. „Unſinn, ein Spaziergang wird mich zerſtreuen“, und ohne zu bedenken, was für Konſequenzen daraus entſtehen könnten, machte er ſich auf den Weg. „Wenn ich's eigentlich ſo recht bedenke“, jagte er ſich, „ich fange an grau zu werden, ſo ganz allein, freilich — mein Vermögen iſt in den letzten Jahren bedeutend zuſammengeſchmolzen — an Einfachheit wäre ſie zwar gewöhnt, aber — eine Erzieherin müßte man haben, br — Weiber im Hauſe — die alte Zoſe iſt ja unerläßlich, aber an die bin ich gewöhnt — hm — wenn ich ſie „in Freiheit drefſiren“ würde — ich könnte ſie verſchiedene Sprachen lehren, reiten, jagen zc. — hm — es wäre ſo übel nicht, die Erzieherin überflüſſig und ich hätte etwas Ernſtliches zu thun. Warum habe ich ſie aber auch geſtern verſchreckt, jezt iſt ſie natürlich nirgends zu finden.“ Mißmuthig lenkte er dem Städtchen zu, dieſer Abendſpaziergang ſollte ſeinen Aufenthalt beenden und mit dem Frühzug wollte er noch Fiume.

„Noch einmal zu jener Tanne und dann ade, du ſchöne braune Heide!“ — aber, was war denn das, hatte er da nicht Geräuſch vernommen? Wichtig, da nahte ſich's bittend, im zerriſſenen Kleidchen, einen Strauß Heidekraut in den kleinen Händchen: „Gieher Herr, biſt Du nun nicht mehr böſe, wenn ich Dir dieſe Blumen gebe?“ tönte es im ſchönſten italieniſchen Dialekt neben ihm und dabei ſah ſie ihn wieder ſo ſtehend an, daß die Eisrinde um ſein Herz plötzlich ſchmolz und beſiegt durch ſo viel kindliche Anmuth, beugte er ſich nieder und küßte, was von der kleinen Stirne unter den Haaren hervorſah und beachtete gar nicht, daß die Händchen, die ihm das Heidekraut reichten, förmlich nach Waſſer und Seife ſchrieen. Plötzlich fielen die Blumen zur Erde, zwei kleine Arme ſchlängten ſich um ſeinen Hals. — „Aber darfiſt Du denn auch mit mir kommen, Kleine?“ „Oh, ja, der große Jato hat geſagt, ich ſolle gehen, wo der Pfeffer wächst, es ſeien noch genug Nangen im Lager.“ Darauf führte dann „il Signor Conte“ die Kleine in den Gaſthof, wo er ſie warten hieß, während er ſich mit der Behörde wegen der Uebnahme des Mädchens verſtändigte. Als er zurückkehrte, fand er ſie glückſtrahlend in einer Ecke ſitzend, eifrig bemüht das Heidekraut zum Kranze zu ſchlingen, womit indeſſen die kleinen Händchen nicht recht fertig werden wollten.

„Komm einmal her, Kleine und ſage mir nun, wie Du Dich nennſt“, hub er nach einer ſtillschweigenden Betrachtung ihrer Perſon an, und da er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Wie nannte man Dich, wenn man Dich rief?“ „Der alte Jato rief immer „wilde Nange“ und die alte Momta auch, aber ich mag nicht ſo heißen.“ — „Solliſt Du auch nicht, ich will Dich Callana nennen, d. h. Heidekraut, denn auf der Heide biſt Du geboren und auf der Heide habe ich Dich gefunden, geſchäft Dir der Name? mich ſolliſt Du Onkel Roderigo nennen, willſt Du?“ „Ach will ſchon und der neue Name iſt ſehr ſchön und ich habe das Heidekraut ſehr gern“, und dabei drückte ſie den nun fertig gewordenen Kranz auf die ſchwarzen Haare.

„Gute Nacht Onkel Roderigo, ich habe Dich lieb“, flötete es nach einer Stunde und die Kleine haſchte in echt bettlerhafter Weiſe nach ſeiner Hand, um ſie zu küſſen. „Das mußſt Du nicht, Callana, nun biſt Du meine kleine Nichte und kamſt mir Deine Dankbarkeit am beſten dgdurch beweifen, daß Du hüßlich ſolgam biſt. — Geh jezt zu Bett, Morgen früh fahren wir in die Heimath.“ — Als am anderen Morgen Callana beim Frühſtück erſchien, ſah es gerade nicht ſo aus, als ob ſie ſich ihrer neuen Würde ſonderlich bewußt ſei: das dünne Röckchen hing in genau denſelben Fäden an ihr, wie am Tage zuvor: auch ſie

ble Haarpflege zu wünschen übrig und an den Händen zeigten sie und da sichtbare hellere Stellen einen schwachen Keimungsversuch. Das war nun gerade nicht sehr erbaulich, inbezug, es war nicht anders zu verlangen und würde zu Hause schon besser werden.

Die Bahnfahrt und das Leben und Treiben so vieler Menschen fesselte natürlich Callanas Neugierde und „Onkel Noderigo“ konnte kaum genug antworten. In Fiume erregte der stattliche, sorgfältig gekleidete Herr mit dem Zigenmerkmal an der Hand nicht geringes Aufsehen und als er erst die Schwelle seines eigenen Heimes betrat, fand das Entsetzen der alten Zoe kein Ende! „Aber gnä? Herr, was haben S'uns denn da gebracht, wo haben S'denn das aufg'lesen? natürlich von der Cassen! und das Diebsg'hündel soll doch wohl nit dableibe?“

Nach einer Stunde eifrigen Zuredens und weilläufigen Erkärens gerufte Donna Zoe endlich zu fassen, daß „das Diebsg'hündel“ wirklich dableib und sie ließ sich auch soweit herbei, der kleinen Callana die ersten Regeln der Keulichkeit beizubringen, so daß diese, als sie dann ihren Beschüzer aufsuchte, schon etwas ordentlicher aussah.

„Il Signor Conte“ hatte sich ziemlich bald an das kleine Mädchen gewöhnt und beschäftigte sich eifrig mit ihrer Erziehung und wenn der Fleiß des vielseitig begabten Kindes einiges zu wünschen übrig ließ, so dachte er an seine eigene Jugend und drückte ein Auge zu. Das Reiten hatte sie am schnellsten erlernt, sie benötigte jede Gelegenheit, ihren feurigen Araber zu tummeln, zum Entsetzen der guten Zoe meist ohne Sattel, was inbezug auch der „liebe Onkel Noderigo“ nicht gerne sah; „denn“, sagte er sich, „zur Artistin will ich sie ja nicht erziehen“, und verbot es ihr. Das that ihr nun freilich weh, aber sie unterließ es, sie hatte ja ihren „Onkel“ so lieb! Inbezug schwand die Jahre dahin, ohne daß sich Callana äußerlich mehr verändert hätte, als zu erwarten war. Sie war ein echtes Kind der Luft, was man so nennt, ein Raffetthierchen. Der Teint war zwar etwas sehr braun, fast olive und der Mund vielleicht ein klein wenig zu voll, aber dafür waren die Lippen so schön roth und wenn sie lachte, und das that sie oft, dann glänzten die tadellosen Marberzähnen. Die tief liegenden schwarzen Augen schienen unergründlich, man konnte sich förmlich verlieren, wenn man zu lange hineinsah; wenn sie geistige Unregung fand, die ihr zusagte, dann bligte es in ihren Augen als ob ein paar Duzend Raketen losgelassen würden. Das reiche schwarze Haar

trug sie ohne jede Zoffel frei im Nacken und an jeder Seite sah eine winzig kleine Ohrmuschel natereis daraus hervor. Die Nase, oder das Näschen, wenn Sie lieber wollen, war nun allerdings nicht griechisch und ich kann unmöglich sagen, wie es sonst in den Büchern heißt: „ihr feines Profil hob sich reizvoll vom Abendhimmel ab“ — nein, das Näschen war eher etwas groß und ein klein wenig plump gerathen und so oft ich sie sah, kam es mir vor, als ob die Natur etwas vergesen hätte, das ihr hinterher einsiel und das sie noch schnell auf gemacht.

Die ihr angeborene Wüdhheit abgerechnet, war Callana ein liebes und gutes Mädchen, aber von ungemein lebhaftem und feurigem Temperament. Onkel Noderigo freute sich an all ihren Talenten, unterstützte sie, da er selbst Kenner war, in ihren Neigungen, wo er konnte, nur für Eins schien er weder Auge noch Ohr zu haben: für ihre Begabung und Liebe zu Musik. Sie hatte das inbezug bald entdeckt und sagte deshalb nichts davon. Nur im Geheimen freute sie sich, etwas so ganz für sich zu haben und doch hätte sie den Genuß so gern mit Onkel Noderigo getheilt.

Eines Tages, als sie auf dem Boden der Villa auf Entdeckungsreisen ausgegangen war, fand sie eine wunderschöne Violine, die sehr kunstvoll mit Beckmutter und Gold eingelegt war. Sie kannte das Instrument aus den Tagen ihrer ersten Kindheit, die braunen Burchen ihres Lagers hatten ihm oft zauberische Weisen entlockt! Sie versuchte mit den Fingern eine Melodie zu spielen und lauschte mit naiver Freude den ersten harmonischen Tönen, die sie hervorbrachte. Nach längerem Suchen entdeckte sie auch den Bogen, und stoh mit ihrer Beute in ihre Gemächer. Nun war des Lebens und Probierens kein Ende, ein Glück, daß der „liebe Onkel“ den anderen Flügel bewohnte. Nun begann eine herrliche Zeit, ihr Denken und Fühlen war nur noch Melodie, und wenn sie ritt, fiel ihr das Schönste ein. Einmal hatte sie die Geige mitgenommen und versuchte auf dem Pferde zu spielen. Diesem schien es aber nicht zugefallen, sie wäre sogar beinahe verunglückt, sie ließ das Wagniß bleiben. „Il Signor Conte“ hatte wohl schon bemerkt, daß sie mitunter sehr gedankenvoll war, aber auf seine Frage, ob ihr etwas fehle, hatte sie ein munteres „Nein, lieber Onkel“ gehabt und da hatte er das Fragen bleiben lassen, obgleich sie ihm stiller schien als sonst.

Fortsetzung folgt.

Wie die Franzosen die deutsche Frau beurtheilen.

Es wird in Frankreich seit einiger Zeit Mode, alle Deutsche, was nicht mit der Politik zusammenhängt, wohlwollend zu betrachten. Daß es viele französische Schriftsteller giebt, die über deutsche Philosophie, deutsche Musik, ja seit Kurzem auch über das deutsche Theater sich freundlich äußern, ist bekannt. Vor wenigen Tagen ist jedoch etwas viel Merkwürdigeres geschehen. Ein Franzose magt es, laut und öffentlich — allerdings in Deutschland — das Lob der deutschen Frauen zu singen. Das geschah zu Dresden auf dem internationalen Kongreß der Schriftsteller, und der Lobsprediger war Herr John Grand-Carteret, der als fleißiger Sammler und sinnreicher Erklärer von Herrbildern, alten Stichen, Holzschnitten und allerlei verschollenem Kleinram wohlbekannt ist. Herr Grand-Carteret hat das rechte Verständniß für Kleinigkeiten des öffentlichen Lebens, die man so oft für bedeutungslos hält und aus denen sich doch Sinn und Richtung einer ganzen Zeit herauslesen läßt. Denn diese vergessenen Anschlagzettel, Karikaturen, Spott- und Jubellieder, all das unendlich Geringe der Publizität verräth mehr von den Stimmungen anderer Tage, als das Gespreizte, Offizielle, auf die Pose Hergerichtete, was in ernstlichen Archiven aufbewahrt wird. Der Einfluß der Frau auf den Mann, sagte Grand-Carteret laut einem Bericht der „Neuen Freien Presse“, ist bekanntlich groß. Der Mann drückt in der Gesellschaft aus, was die Frau ihm eingepreßt hat. Wir können die Männer eines Landes nicht beurtheilen, wenn wir dessen Frauen nicht kennen, wenn wir nicht bis an die Quellen allen Zaubers, aller Poesie und aller Ideale gegangen sind. Die Dresdener, Berliner, Münchener, Frankfurter Frauen kleiden sich nicht wie die von Paris, Wien oder London, ihr Gang und ihre Haltung sind verschieden, in der Vermählung der Farben zeigen sie einen anderen Geschmack, aber das sind doch nur Kleinigkeiten und werden nur Den-

jenigen beschäftigen, der nicht über Kleiderchnitt und Ausßerlichkeiten hinauskommt. Es giebt Völker, die sich in häufigen Wechsel der Mode gefallen, andere suchen vor Allem eine nationale Tracht, die das intime Wesen nach Außen hin verrathen soll. Die Deutschen haben besonders die Neigung, das Neuere ihrem Innern anzupassen. Seit sechzig Jahren ist eine wahrhaftige Einfachheit das Merkmal in der Gewandung der deutschen Frau. Physisch erscheint sie uns als eine Frau, die Dürrer, Lucas Kranach, Hans Holbeim im Wilde festhielten, im achtzehnten Jahrhundert verkörpert sie sich in dieser geistreichen Markgräfin von Bayreuth, in unseren Tagen wird sie uns gezeigt durch die Dresdener, Münchener, Düsseldorfser, Berliner Maler, und vielleicht ist eine wahre Physiognomie in den Bildern Biglheins zu finden und etwa noch auf dem schönen Porträt, das uns Fritz August Kaulbach von seiner eigenen Frau entworfen hat. Geistig wird uns die deutsche Frau vorgebracht durch Luther und Johann Fichtard, später durch Goethe und Schiller. Es giebt Länder, in welchem der Mann das Heim, die Familie repräsentirt, andere, in welchen die Frau den Ton angiebt. Nun ist es merkwürdig, wie in Deutschland, wo die Frau auf jede äußere Autorität verzichtet hat, wo sie nur liebevoll und ergeben sein will, doch sie der eigentliche Gebieter im Hause ist. Weil sie gar nichts sein will, ist sie Alles geblieben. Sie ist nicht das Weib mit dem Stolge auf ihre körperliche Schönheit, sie geht nicht zu Tizian Modell stehen, sie ist nicht aus auf leichte Eroberungen, sie will nur herrschen durch die Vorzüge des Gemüthes, sie will die patriarchalische und patriotische Gattin sein, die Wirthschafterin mit der idyllischen Schürze, mit einem Worte, die „Hausfrau“, wie man auf Deutsch sagt. Ihr Reich ist das Heim, wo sie überall ihren besonderen Geschmack widerspiegeln wird, wo alle ihre Sorge dem Manne gilt, der ihr ein großes Kind ist, und dem Kinde, das sie zum Manne von morgen heranzieht. Alle Französinen, sagt St. René Tailandier, sind Königinnen, alle Deutschen, selbst wenn sie auf dem Throne sitzen, sind Hausfrauen. Die Wichtigkeit

dieſes Ausſpruches unterſtreich ſpäterhin Ihr Geſchichtſchreiber Dreißſche, als er ſagte: „Unſere Königinnen ſind Hausfrauen, deren Heim nur viel größer iſt.“

Die von Goethe und Schiller geſehenen Frauen wurden auch von unſeren vornehmen Herren im achtzehnten Jahrhundert betrachtet, von dieſen Kavaliern, die Alle ſo ſpäte Fedenen wie Dege hatten. Die Großmütter der Damen, zu denen ich heute ſpreche, haben ſich durchaus nicht zu beklagen über die Edelleute des Verſailler Hofes. Alle großen Herren von Frankreich waren darin einig, ihre Vorzüge zu loben, ihre Reize zu bewundern. Der Marquis d'Humières ſagte: Bei den deutſchen Frauen ruht man ſich von den Franzöſinnen aus, es iſt der Friede nach dem Sturm. Die Gräfin v. Sabran, der Marquis v. Bezan, der Chevalier v. Boufflers ſingen das gleiche Lied. Rejan ſchreibt ſeinem Vetter: Sie ſind allerliebſt, dieſe deutſchen Frauen.

Wenn Ihr Söhnchen zwanzig Jahre zählen wird, ſchicken Sie ihm eine dieſer herzigen Nürnberger Puppen, die jezt meine Boune waren, mit ihnen kann man ſich nicht langweilen. Deutſchland liefert Spielzeug für jedes Alter.“ Um 1760 kam einer unſerer Reiſenden nach Dresden, der veröffentlichte ſeine Einbrücke anonym. Er ſchrieb: „Ich ſah hier Franzöſinnen, die man Dresdennerinnen nennt, wahre Kleinodien, Porzellan-Figürchen. Das Biscuit von Sachſen findet ſich nicht nur in den Manufakturen, die Auguſt der Starke gegründet hat, man ſieht es auch in den Salons und es luſtwandelt durch die Straßen.“

Das achtzehnte Jahrhundert Frankreichs war voll des Wohlwollens für dieſes ihm nachgebildete Deutſchland mit ſeinen kleinen Fürſtenhöfen und das Wohlwollen zeigt ſich in Wort und Bild auf tauſendfältige Art. Dresden war eine Hauptſtadt im Königreich der Kunſt, der Intelligenz, und die Frauen ſpielen darin die größte Rolle. „In Dresden unterhält man ſich wie in Verſailles“, ſchrieb Ciner, „und wir kennen die reizenden Stiche: „Die ſchöne Deutſche“, „Die hübsche Dresdenerin“, „Die Deutſche in Toilette“, „Die Dresdenerin im Geſpräch mit einem jungen Geſelmann“. Wenn Caſanova die Hauptſtädte Europas durch-eilt, vergißt er nicht, Dresdens Schönheiten zu rühmen. Neſſif de la Bretonne widmet den Deutſchen ein ganzes Capitel. Der Fürſt von Saxe ſchreibt in ſeinen Memoiren: „Auf die Gefahr, von euren Pariſerinnen ſchiel angeſehen zu werden, muß ich ſagen, daß ich nirgends ſo ſchöne und geiſtreiche Frauen geſehen habe wie in Dresden.“

Später ging dieſe prächtige Herrſchaft von Dresden auf Berlin über; nicht, als ob der Typus ſich irgendwie geändert hätte aber ein Schwarz schöner, junger, lebhaft intelligenter Frauen kam herauf aus einer andern Welt, führte dem deutſchen Elemente neue Kräfte zu und das Geſchick an den Ufern der Spree. Adele Cohn, die Töchter des Bankiers Meyer, Rahel Barnhagen, Sophie Bernhard und ſo viele Andere tauchten auf. Wie viele moderne Ideen, kühne Entwürfe ſlogen in dieſem Kreiſe auf, in dem ſo lange Henriette Herz, genannt die deutſche Neccamier, herrſchte, die man auch die tragiſche Muſe nannte wegen ihrer majestätischen Haltung oder auch die ſchöne Circasſierin wegen der Weiße ihrer Hautfarbe, Henriette Herz, die ebenſo intime als platonische Freundin aller Berühmtheiten dieſer Zeit. Nach den ſchönen, guten und dertlichen Dresdennerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, nach den idylliſchen Mädchen Goethe's kamen die philoſophiſchen und emanzipirten Frauen herauf.

Die großen Weltkataſtrophen rufen in den Völkern immer die Liebe zur Scholle, zum Heim hervor; die großen Kriege vom Anfange dieſes Jahrhunderts entwickelten in der deutſchen Frau die früher unbekannt gewene Schwärmerei für Vaterland und nationale Vorherrſchaft. Alle franzöſiſchen Schriftſteller, welche dieſe bewegte Epoche ſchilderten, ſind darin einig, daß Deutſchland damals eine hohe Frauengeltalt hatte, in der ſich, wie in unſerer Jeanne d'Arc die nationale Sehnuſucht verkörpert, das war die ideal ſchöne Königin Luife von Preußen; ſie ſteht in der Walhalla für deutſche Frauen wie Thunelnda, wie die waderen Weiber von Weinsberg. Der Königin Luife zur Seite ſtand Frau v. Lützow, die für die Freiſchaaren ihres Gatten Rekruten warb, die hinter dem Heere hilfebringend einherzog, tröſtend und pflegend, eine Merztin der Seele wie des Leibes. Seit jener Zeit iſt aber die deutſche Frau in ihr Heim zurückgekehrt und hütet die Ideen und Sitten der Nation. Unſer moderner Geſchichtſchreiber Ernst Lavigne durfte ſagen: Das moderne deutſche Vaterland iſt die Frau.

Will man nun wiſſen, was die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller von der deutſchen Frau denken, ſo müßte man eine große Anzahl von Bänden analyſiren, gute und ſchlechte, Studien und Pamphlete, man müßte Bitate auf Bitate häufen, die meiſten wären ohne großes Intereſſe, denn ſie ſind von einander mehr

oder weniger abgeſchrieben. Die ſentimentalen Gretchen, die für ihre Verlobten Pantoffeln ſücken, in's Lächerliche ziehen, iſt etwas ſehr Leichtes. Wie erfahren daraus aber nichts von dem ewig Weiblichen. Die deutſche Eva läßt ſich nicht leichter er-rathen als die franzöſiſche Eva iſt ſie ſaſt immer unmöglich, in die Seele der Frau eines anderen Volkes einzudringen. Laſſen wir alſo dieſe Beobachtungen, die auf Nichts beruhen, bei Seite, und nachdem wir franzöſiſche Geſchichtſchreiber und Philoſophen zu Worte kommen laſſen, wollen wir in Folgendem die Meinung zuſammenfaſſen, die man in allen unſeren Büchern finden wird. Die Deutſche iſt eine Frau des hänslichen Herdes, von ruhiger Ueberlegung, theilnehmend am Berufe ihres Mannes, einfach, familienhaft, gelaffen ſchaltend und waltend; ſie ver-wirklicht in der Ehe, was ſie ſich während des Brautſtandes vorgenommen hat, und ſehnt ſich nach der Mutterſchaft, in der ſich für ſie nicht nur die Familie verdichtet, ſondern auch das Vaterland. Die körperliche Erſcheinung der Deutſchen ſchildern alle litterariſchen Franzoſen ungefähr ſo wie Madame de Staël im Jahre 1810: „Die deutſchen Frauen haben einen eigenthümlichen Reiz, einen rührenden Ton in der Stimme, blonde Haare, herrlichen Teint, ſie ſind beſcheiden, aber weniger ſchüchtern als die Engländerinnen, ſie ſuchen durch ihre Empfindſamkeit zu gefallen, durch ihre Einbildungskraft zu feſſeln.“ Dieſes eigentlich recht unbefimmte Vortrad iſt zum dauernden Glück unſerer leichtfertigen Beurtheiler geworden. So liebt man es ja auch in anderen Litteraturen, ländliche Schilderungen zu entwerfen von fremden Frauentypen. So heißt es ja wohl, daß die Franzöſinnen nur außer dem Hauſe leben, und daß alle Engländerinnen häßliche Zähne und große Füße haben. Worin nun Franzoſen und Deutſche übereinſtimmen, iſt, daß ſich das Ideal weder im Norden noch im Süden, nicht in Berlin und nicht in München findet, die Palme kommt der Dresdenerin zu, in dieſem ſchönen Lande Sachſen, wo die ſchönen Mädchen wachſen. Hat doch ſogar der berühmte Verfaſſer der Tiſſoboten nicht umhin können, zu ſchreiben: „Man braucht die Dresdennerinnen nicht lange anzusehen, um zu entdecken, wie wohlgebaut und zierlich und allen anderen Deutſchen überlegen ſie iſt. Die Dresdenerin weiß ſo gut wie die Pariſerin, was ſie kleidet und was ſie nicht, ſie hat Chic und Grazie. Die Berlinerin iſt immer eine Deutſche, die Dresdenerin iſt vor Allem Weib.“ So hat der theilich ungerechteste Schilderer deutſcher Sitten die Dresdennerinnen in Elb-Pariſerinnen umgewandelt. Auch Boufflers ſchreibt im Jahre 1770 etwas Aehnliches: „Die Frau des öſterreichiſchen Botſchafters iſt eine geiſtreiche Dresdenerin, hübsch genug, um für eine Pariſerin zu gelten.“

Mit einer ſchwungvollen Zueignungstrophe ſchließt Herr Grand-Carteret ſein liebenswürdiges Madrigal. Für ſeine un-mittelbaren Zuhörerinnen in Dresden will er als galanter Fran-joſe noch ein Uebrigtes thun, nachdem er ſchon der deutſchen Frau im Allgemeinen alles Gute und Schöne nachgeſagt hat. Der Dresdenerin widmet er das Schönſte und Beſte. Sie iſt eigentlich aller deutſchen Frauen Herz, denn — denn ſie iſt gar nicht wie eine Deutſche! Man könnte ſie beinahe mit der Pariſerin vergleichen.

Moderne Thierdresſur.

Der Hagenbeck'sche Thierpark in Hamburg bildet ſich immer mehr zu einer Hochſchule der Dresſur aus, deren Erfolge an das Wunderbare grenzen. So hatte jüngſt ein Zeichner der be-kannten Vierzehntagsſchrift „Moderne Kunſt“ Gelegenheit zur nicht gefahrloſen Beobachtung mehrerer neuer Trias. Die in Chicago vielbewunderte Thiergruppe, welche einen Eisbären mit Leoparden, Löwen und Tigern zuſammenſtellt, hat ein noch wunder-bareres Gegenſtück gefunden. Aber laſſen wir den Berichtſtatter ſelbſt erzählen:

„Es iſt früher Morgen. Schon treten draußen im Park zahlreiche Gärtner in Thätigkeit, die großen prächtigen Raſen-flächen zu ſprengen, die Thierwärter ſtatten ihren Pfleglingen Beſuche ab, Carl Hagenbeck erſcheint im Comptoir und mit ihm ſeine Dompteure und — das Tagemerck beginnt. Gegenwärtig ſind es die Herren Mehrmann, Philadelphia und Darling, welche bei dem berühmten Thierhändler engagirt ſind. Wir nehmen auf einer Kiſte oder einem Schemel Platz, den eben noch ein Mann eingenommen hatte, der mit dem Scheeren zahl-reicher Büdel beſchäftigt war, und harren erwartungsvooll der Dinge, die da kommen ſollen, indem wir mißtrauiſch die großen Ecken zwiſchen den ſchwachen Eisentäben kopfſchüttelnd betrachten. Die große Thür zum Eingang wird verriegelt, wir rücken unwill-

fürlich näher einander und ein eigenartiger Nervenreiz faßt uns, als aus dem anschließenden Stall ein prächtiger Rothschimmel geführt wird, der mit seinem Panneau an die heitere Welt des Zirkus, mit seiner stachelbewährten Couvertüre an Kopf, Brust und Kruppe jedoch an die Zeit des Mittelalters erinnert. Der Dompteur läßt nun von einem Gehilfen ein kleines Wägelchen in die Manege fahren, die große Dogge so wohl, die ihn begleitet, als auch der madere Hengst in der runden Bahn rieden schon zitternd den schrecklichen Passagier des verschlossenen Wagens, eine große fast vierjährige Tigerin, welche auf den heitern Ruf „Komm Ritt!“ an uns entsezten Zuschauern vorüber in die Manege springt, um sich daselbst nach Kaseharr am Boden zu winden und erst dann auf einen Befehl des Dressieurs auf einem in der Mitte befindlichen Tonneau Platz zu nehmen.

Was uns nun Mr. Philadelphica zeigt, ist thatsächlich ein Triumph moderner Dressur. Die Tigerin, übrigens kein bengalischer Tiger, sondern ein Sundatiger, leistet Unglaubliches, ihre Sprünge auf das Panneau des Hengstes werden immer größer, immer sicherer, schließlich nimmt sie rückwärts Platz auf dem Hengst und faucht uns im Galopp mit weit geöffnetem Machen an. Auf einen Weitschub verläßt sie den Sattel und setzt sich an die Spitze der die Manege umkreisenden Vierfüßler. Barrieren werden hineingestellt und in tollem Galopp geht die wilde Jagd los, mit bestem geschmeidigen Sprung setzt der Tiger knurrend zuerst über die Barrieren, ihm folgt der Hengst nervös aufgeregter mit blinkenden Augen, mit eingesogenem Schweif folgt die Dogge. Die feste Gruppe ist in einer Weise energerter und einstudierter, daß Pausen fast gar nicht eintreten. Schlag auf Schlag folgen die Produktionen und ehe wir uns noch von unserm anfänglichen Schreck erholt haben, ist nach etwa viertelstündiger Arbeit Mlle. „Ritt!“ in ihrem Wägelchen verschwunden, und „Prinz“, ein stattlicher Löwe, betritt die Arena, um sich auf einem Elefanten zu produziren, der seinerseits ein Belosiped tritt!

Den Gipfelpunkt in seinem zoologischen Zirkus bildet jedoch das originelle Thiergepann, welches vom zweirädrigen Siegeswagen herab, ein großer Löwe, die goldene Krone auf dem Haupt und mit einem Purpurmantel bekleidet, aufschritzt. Zwei große Doggen marschiren die Trabanten der königlichen Majestät. Es gehört zu der Leistung eines solchen Establishments allerdings eine seltene Passion, wie sie eben nur ein Carl Hagenbeck besitzt, ein Mann von rastloser Thätigkeit und ungläublicher Geistesgegenwart und Ruhe. Er selbst tritt ungenirt zu allen in seinem Besitz befindlichen Thieren in die Käfige und Zwinger, Liebfosungen vertheilend und Strafen zudiktirend, je nach dem Betrag seiner Zügelinge. Haben doch schon alle, vom stolzen Keu bis auf den kleinsten Shetlandpony hinab, einen Anflug jener überfündten Cultur Europas erhalten, welchen man gemeinlich nicht bei den Bestien der Wildniß zu finden pflegt.“

Allerlei.

Ein amüsante Oswald Nier-Historie meldet aus Berlin die N. B. Nig.: Der bekannte Weinhändler Oswald Nier beabsichtigt sein in der Leipziger Straße 119 befindliches Hauptgeschäft am 1. April 1896 zu verlegen. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse ist in einer originellen Streitsache zu suchen, die zwischen ihm und seinem Hauswirth in der Leipzigerstr. schwebt. Herr Nier, dessen Geschäft sich seit acht Jahren in dem genannten Hause befindet, hatte ursprünglich den Hof für sein Wein-Restaurant mitgemietet. Da er ihn aber zunächst nicht brauchte, so wurde er von den in demselben Hause wohnenden Geschäftsleuten zur Lagerung von Ritten zc. benutzt, ebenso zum Durchgange für das zahlreiche daselbst beschäftigte Personal. Nachdem Herr Nier schließlich gegen eine derartige Benutzung des Hofes auf Grund Contractes Verwahrung einlegte, kam eine Einigung zwischen ihm und jenem Wirth insoweit zu Stande, als Herr Nier gegen eine bestimmte Summe sich verpflichtete, in der Mitte des Hofes durch ein eisernes Gitter einen Platz abzugräben, der sowohl zur Restaurationsswecken als auch zum Durchgange für seine Gäste dienen sollte. Die beiden Seitengänge sollten für die anderen Bewohner des Hauses, besonders für die Last- und Gepäckträger, Hausdiener u. s. w. frei bleiben. Auf der einen Seite des Hofes hat ein China- und Japanwaaren-Händler seine Wägen aufgestellt, so daß dieser Gang nun vollständig „versteht“ ist. Der frei geliebene Gang auf der anderen Seite ist aber so eng, daß niemand mit größeren Waarenballen u. s. w. hindurch kann und so versuchen denn alle Käufer, Hausdiener u. s. w., die größere Lasten abzuliefern haben, in ihrer Bedrängniß, den Eingang zu den im Seitenflügel gelegenen Geschäftsräumen, über den Herrn Nier ge-

hörenden, geräumigen Platz in der Mitte des Hofes zu nehmen. Da aber die Gäste des Nierschen Lokals hierdurch in sehr unangenehmer Weise belästigt wurden, so verbot derselbe den Durchgang auf das Strengste. Noth bricht aber so bekanntlich Eisen und so liegen sich denn die Arbeiter, trotz des Verbotes, nicht abhalten, ihre Ballen durch den der Gäste wegen natürlich stets offen gehaltenen Eisenzang zu tragen, weil sie ja sonst mit der ganzen schweren Last unerrichteter Sache wieder hätten umkehren müssen. Eine Beschwerde des Herrn Nier bei der Polizei hatte natürlich keinen Zweck; es wurde ihm bedeutet, daß in seinem vier Wänden jeder selbst Polizei sei. Dieser Gedanke leuchtete Herrn Nier ein und er beschloß, ihn in die That umzusetzen. Zu diesem Zwecke bemühte er sich, zunächst ein paar handfeste Männer ausfindig zu machen. Als ihm dies gelungen war, engagirte er diese Leute um seine Eigentumsrechte auf dem Hofe zu wahren. Nun sitzen seit circa acht Tagen drei kräftige Männer auf dem Hofe des Herrn Nier, die für gutes Gehalt nichts weiter thun, als Weintrinken, Kartenpielen zc., bei dem Erscheinen irgend eines Lasttragenden aber, der den Versuch macht, den umzäunten Theil des Nierschen Hofes zu betreten, sofort aufzuspringen und den Betreffenden, wenn er nicht umkehrt, mit Gewalt entfernen. Natürlich führt diese Sache alle Viertelstunden zu sehr erregten lauten Scenen und nicht selten zu förmlichen Schlägereien, bei der dann ein Theil der Gäste und auch Herr Nier den unpatheischen Zuschauer machen. Mit der „große Wurf“ gelungen, so kehren die drei Männer, deren Anzahl im Nothfalle verhärt werden soll, an ihre gewohnte „Beschäftigung“ zurück. Am 1. April f. Z. läuft aber der Contract des Herrn Nier ab und wird derselbe alsdann, vielleicht auch schon früher, das bisherige Lokal verlassen, in welchen es ihm nach acht Jahren bei jährlicher Miete von 30 000 Mk. nicht gelungen ist, sein Recht zu finden.

Ein Ratifalmittel. In dem Spezialitäten-Theater „Circo de Paris“ zu Madrid spielte sich ein merkwürdiger Skandal ab. Die Direktion hatte, um ein gutes Geschäft zu machen, eine Umnege von Eintrittskarten für die Galerie verkauft, und als die Vorstellung begonnen sollte, eröffneten etwa 150 Personen, welche sich im Besitze von Karten befanden, aber auf der Galerie keinen Platz mehr gefunden haben, einen Sturm gegen die Kasse und verlangten ihr Geld zurück. Obwohl die Gerechtigkeit ihrer Forderung auch von den anwesenden Polizeibeamten anerkannt wurde, weigerte sich die Direktion, das Geld herauszugeben, und verwies die Leute auf den Klageweg. Es entstand nun im Foyer ein Niesensandal, und ein Polizist eilte zu dem stellvertretenden Gouverneur, Herrn Casado y Mata und bat um Verhaltungsmaßregeln. Kurz entschlossen machte sich dieser auf den Weg nach dem Theater und ordnete an, daß alle diejenigen, welche auf der Galerie keinen Platz fanden, der Vorstellung von den Logen- und Parquetplätzen aus bewohnen sollten. Man kann sich denken, daß die weise Verfügung des Gouverneurs seitens der beteiligten Personen mit ungeheurem Beifall begrüßt wurde, und bald darauf strömten gegen 150 „kleine Leute“ in's Theater und ergriffen von den Logen und von den unbesetzten Plätzen der ersten Parquetreihe Besitz, zum größten Staunen des dort anwesenden Publikums. Die Direktion des Theaters aber hat der Gouverneur wegen „unbilligen Verhaltens“ obendrein zu 250 Rejetas Strafe verurtheilt.

Ein sonderbares Testament. In Dreesa ist ein Sonderling gestorben. Sein ungefähr vier Millionen Rubel betragendes Vermögen hat er seinen vier in nicht besonders glänzenden Verhältnissen lebenden Nichten vermacht. Um die jungen Damen durch den plötzlichen Besitz eines so großen Vermögens nicht zu verwöhnen, hat er verfügt, daß dieselben vor Besiznahme der Erbmasse den Nachweis zu führen haben: 15 Monate bei guter Führung in dienender Stellung gewesen zu sein, und zwar in Diensten niedriger Art, welche der vorstichtige Erblasser gleich vorgeschrieben hat. Die Dienststellen sind die eines Stubenmädchens, eines Waismädchens, eines Scheuermädchens und einer Kohlengehilfin, wie sie beim Abladen der Kohlenwagen gebraucht werden. Jeder Tag ihres Dienstes, Sonn- und Feiertage ausgenommen, muß mindestens 12 Dienststunden betragen und hat die Bezirkspolizei letztere zu beglaubigen. Drei Testamentvolltrecker machen über die Ausführung dieser Bestimmungen. Die vier Damen haben fast unmittelbar nach Eröffnung des Testaments ihren Dienst, dem sie sich mit großem Eifer widmen, angetreten. Bis jetzt sind denselben innerhalb zweier Monate 863 Heirathsanträge zugegangen, doch haben dieselben sämmtlich erklärt, ihre Hand nur solchen Männern zu reichen, die sich einer ähnlichen, von ihnen vorgeschriebenen Probe unterziehen.

Eine hübsche Anekdote wird über den Senator Magnier verbreitet, der, bekanntlich den Südbahnprozess vermindert, sich wie schon telegraphisch berichtet, dem Pariser Sicherheits-Chef Cochefert freiwillig stellte. Man weiß für den Senator Magnier ein Kräftchen auf Credit holen, der Wirth, der neben der Polizei Präfectur wohnt, ist jedoch ein sehr mißtrauischer Herr, er verlangte vom Diener Vorauszubehaltung. Der Voté hatte kein Geld mit, sagte aber stolz: „Es ist für den Senator Magnier“ worauf der Gastwirth ausrief: „Für den, oho, das ist ein bekannter Durchgänger!“ Der Voté mußte zurück und holte später Magniers's Essen im Auftrag des Sicherheits-Chefs Cochefert, welcher sahen ließ, der Gastwirth könne dem Senator Magnier creditiren, Cochefert... verbürge sich dafür, Magnier werde diesmal nicht durchbrennen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.